

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 34

Artikel: Das Erntefest oder Sichlete
Autor: Gotthelf, Jeremias
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640036>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

steht vor dem großen Feuerherd, das Feuer prasselt; die Butter in den Pfannen brodelnd und zischt und bräunt die hineingeworfenen Teigstücke.

„Heute trifft ihr es nicht gut bei uns in der Küche,“ ruft die Tochter uns schalkhaft entgegen, „wir haben heut mittag Sichleten, da gibt es viel zu tun, zu braten und zu baden, was das Zeug hält, die Leute sind auf halb Eins geladen.“ Zum Vater sich wendend: „Hast du das Schafffleisch zu Voressen geschnitten?“ Der Alte nickt ihr zu mit dem Kopfe und sagt zu mir: „Wir wollen sie nicht stören, wir sind in der Stube sicherer,“ wo wir uns

auch bald hinter dem Tische niederlassen. Da tritt der älteste Sohn herein und sagt: „Vater ich gehe in die Kirche.“ Nach einer Weile wird der Bauer gesprächig. „An meiner Tochter habe ich Freude, es ist schade, daß kein rechter Bauernsohn kommt und sie heimführt. Die könnte einen glücklich machen und stände einem Bauernhause wohl an. Wenn nur unser Aeltester eine solche bekäme. Aber sie sind rar, die Bauernmädchen, mit denen es etwas ist, er hält schon lange Umschau, aber keine hat uns bis jetzt gepakt. Doch mit dem Klagen kommt's nicht besser . . .“

(Schluß folgt.)

Das Erntefest oder Sichlete.

Aus „Uli der Bächter“ von Jeremias Gotthelf.

„. . . Der Heuet war vorbeigeflogen wie gewünscht, die Rirschen mit den Sperlingen im Frieden geteilt worden und die Ernte vor der Türe, ehe man sich dessen versah.

Die Ernte ist dem Landmann eine wichtige Zeit, eine heilige Zeit; von ihrem Ertrage hängt sein Bestehen ab, oder wenigstens sein Wohlergehen. Er erkennt dieses auch an, und als Zeichen dieser Erkenntnis richtet er am Schlusse derselben eine Art von Opfermahlzeit aus; er speiset Arme, speiset und tränket Knechte, Mägde, Tagelöhner, deren Weiber und Kinder und den Fremdling, der da wohnt innerhalb seiner Tore.

Eines Tages, als Breneli im Schweiß seines Angesichts haushaltete und eben dachte, kommod wäre es ihm, wenn es vier Hände hätte, mit zweien könne es kaum alles bescheiden zu rechter Zeit, kam die Base, setzte sich aufs Bänklein und frug: „Kann dir was helfen, so sag's. Die Leut werden hungerig, wollen lieber früher essen als später, und eine alleine kommt fast nicht zurecht; hab's oft erfahren.“

„Wahrhaftig, Base,“ sagte Breneli, „ihr kommt mir akurat wie ein Engel vom Himmel; wenn ich euch nicht hätte, ich wüßte wahrhaftig nicht, wie ich es machen sollte. Will die Erdäpfel vom Brunnen holen; ihr seid dann so gut und beschneidet mir diese.“ Flugs war Breneli wieder da, stellte das Körbchen der Base dar samt einem Kessel mit Wasser, in welchen die zerschnittenen und gerüsteten Kartoffeln zu werfen waren, und half ab und zu der Base. „Habt ihr es abgeredet mit der Sichleten, wie ihr es machen wollt?“ frug diese. „Nein,“ sagte Breneli, „aber sie macht mir großen Kummer. Es ist gottlob ein gesegnetes Jahr und wir können Gott nicht genug danken, daß wir einen solchen Anfang haben; aber Uli ist doch ängstlich wegem Zins und ich kann es ihm nicht verargen. Es ging ihm gar schwer, bis er hatte, was er hat, und daß er nicht gerne plötzlich darum kömmt, ist begreiflich. Ich fürchte daher, er werde nicht Geld brauchen wollen, sagen, es trage nichts ab, und schuldig sei man niemand was; man solle zufrieden sein, wenn man am Ende des Jahres alles ausgerichtet habe, was man schuldig sei. Aber es käme mir schrecklich vor, wenn wir im Trockenen sitzen, an Käs und Brot kauen müßten und dies noch an einem solchen Orte.“ „Selb nicht, daran wird er nicht denken,“ sagte die Base. „Ich dachte auch daran, die Sache mache euch Ungelegenheit. Daß ihr es nicht haben könnt wie wir, versteht sich; es möchte mir manchmal fast übel, wenn ich zwei Tage lang küchelte, und unter den Händen gingen mir die Küchli an den Türen weg, daß mir für uns keine bleiben wollten. Aber ungerne hätte ich es doch, wenn auf einmal alles aufhörte, alle Leute umsonst kämen und leerem fortgewiesen würden. Du weißt, wie Meiner ist; sonst könnte ich im Stöcklein kücheln und den Armen ausrichten, was üblich und bräuchlich. Darum will ich dir was an die Kosten steuern, viel nicht; seit uns der Tochtermann. Gott behüte

uns davor, ausgeplündert hat, ist das Geld auch rarer geworden bei mir. Rede dann mit Uli, wie ihr es ausrichten wollt, anständig, nicht übertrieben. Lieb wäre es mir, ihr lüdet Meinen auch ein; vielleicht kommt er, vielleicht nicht; aber er sieht doch den guten Willen.“ „Allweg,“ sagte Breneli, „und Ihr fehlt auch nicht; es wäre sonst wie ein Tag ohne Sonne oder eine Nacht ohne Sterne; es freute mich nicht, dabei zu sein.“ „Bist immer ein Narrli,“ sagte die Base. . . .“

Noch selben Abend eröffnete Breneli die Verhandlungen mit Uli. Uli sagte, es sei ihm schon lange zuwider gewesen, nur daran zu denken. Schon als ihn die Sache nichts angegangen, sondern alles über den Meister ausgegangen sei, habe er sich darüber geärgert, wie soviel durchaus unnütz und überflüssig draufgehe. Wenn er einmal was dazu zu sagen haben sollte, so müßte es ihm anders gehen, habe er immer gedacht. Viel wohler sei man bei wenigem, und daß jeder arme Mensch an diesem Tage Küchli essen müsse, bis sie ihm zum Mund herausgingen, selb stehe nirgends geschrieben. Wenn sie Küchli haben wollten, so möchten sie sehen, wo sie welche bekämen, sollten zu Zoggeli gehen, der könne den alten Gebrauch fortsetzen.

„Rede mir nicht so, Uli,“ sagte Breneli, „das ist un- gut. Sieh, der liebe Gott speiste von deinem Ader auch seine Vögel. Wie lustig waren sie nicht dabei. Es war ihre gute Zeit im Jahre, und du müßtest es geschehen lassen. Und nun, wieviel besser sind doch Menschen als Spazken, und die sollten nicht einmal einen guten Tag haben, und wenn Gott sie dir vor die Türe schickt, um deinen guten Willen zu sehen, zu erfahren, ob du weißt, wer dir den guten Anfang gibt, denen willst du dann nichts geben? Selb, Uli, wirst du nicht machen!“

„Bin ich denn Bächter geworden, um Bettlern zu kücheln? Was brauchen die solche Speise? Brot, wenn was sein muß, tut's. Oder meinst etwa, man solle auch den Vögeln kücheln und Schüsseln voll in den Ader stellen?“

„Lieber Uli, rede dich doch nicht in Zorn hinein; denn das ist dein Ernst nicht; Christenbrauch ist's ja, daß man die Armen wie Brüder hält und nicht wie Hunde abspeiset, und gibt man ja selbst den Hunden Brosamen vom Teller, jagt sie nicht mit ungesättigten Gelüsten vom Tische weg; sollte man dann einem armen Fraueli oder einem armen Kinde, welches das ganze Jahr durch nichts Gutes hat, kaum Salz zu den Kartoffeln hat, nicht eine gebadene Brotschnitte geben oder sonst ein Küchli? Soll es umsonst den ganzen Tag, wohin es kommen mag, den Duft der in der Pfanne brodelnden Butter in der Nase haben? Denke doch an die Geschichte vom reichen Manne und vom armen Lazarus.“

„Soll ich jetzt etwa noch gar der reiche Mann sein?“ frug Uli nicht sanft.

„Aber Uli,“ sagte Breneli, „versündige dich doch nicht; ich kenne dich ja gar nicht wieder. Bist du nicht der reiche

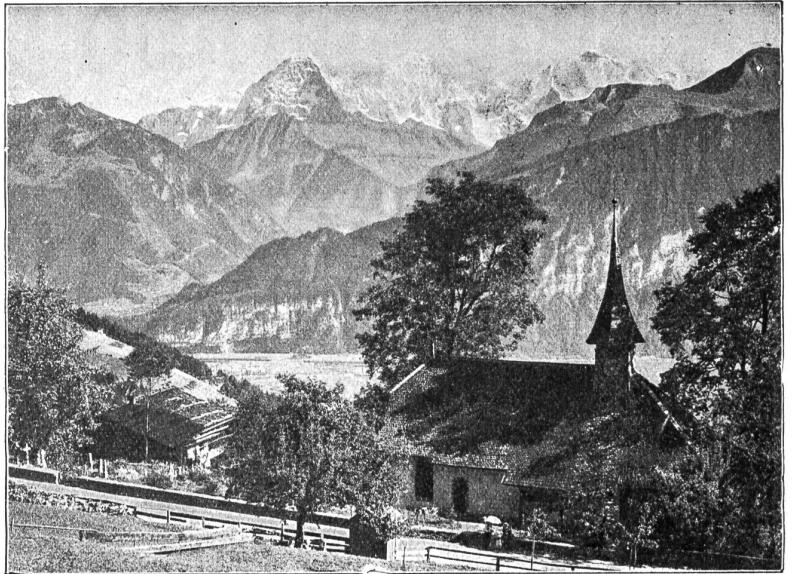
Mann, so bist du doch ein gesegneter Mann. Welch gut Jahr haben wir nicht! und das hat Gott gemacht. Leicht hätte er die Hälfte weniger geben können, und damit hätten wir auch müssen zufrieden sein. Willst du nun mutwillig die Armen erbittern, machen, daß ihre Flüche ums Haus fliegen wie die Schwalben; willst nicht lieber, sie wünschen uns alle Gottes Glück und Segen? Was haben wir ja nicht, das weißt du," sagte Ali. „Aber fangen nichts, ohne dies werden wir nichts.“

„Das wäre alles gut, und böse meine ich es ja nicht, das weißt du," sagte Ali. „Aber fangen wir einmal an mit Grobturn und Austeilen, so müssen wir so fortfahren; ist denn jedes Jahr ein geeignetes, daß es es ertragen mag? Sollte man nicht gleich anfangs so anfangen, wie man zu jeder und aller Zeit fortfahren kann?“

„Ja sieh," sagte Breneli, „versteh mich recht; nicht wie ehemals begehre ich es zu machen; dies wird kein vernünftiger Mensch uns zumuten. Man kann die Schnitten ungleich groß abschneiden, sie ungleich baden, kann das Pack abweisen. Ich kenne seit Jahren die Leute, welche kommen; glaube, mit Wenigem will ich weit reichen; zudem, sieh, die Base hat mir vier Taler gegeben; sie hätte es ungern, hat sie gesagt, wenn die Leute alle umsonst kämen und leerem wieder fort müßten.“

„Das wäre wohl gut, wenn es mit dem gemacht wäre; aber denk, was wir noch alles kaufen müssen für die eigenen Leute und denen dann auch noch jedem ein Tuch voll heimgeben! Die Weiber der Tagelöhner werden wir noch einladen müssen, und einige davon sind imstande, sie bringen uns noch die Kinder mit. Schlachte ich ein Schaf, so braucht man kein anderes Fleisch; mit dem Weine mache ich es kurz. Wenn ich auf zwei Personen eine Maß rechne, die Maß vier Wagen höchstens, so kostet mich das schon ein Sündengeld.“

„Das tue nicht," sagte Breneli, „es wäre unser eigener Schade. Vergiß nie, wie es uns war, als wir noch dienten, was wir gesagt hätten, wenn man uns die Sichelten so spärlich zugemessen hätte. Die Arbeiter haben, so lange Toggeli lebt, nie so angestrengt gearbeitet, können nichts dafür, daß wir nur Pächter sind, und eine Mahlzeit ist immer eine Mahlzeit, macht auf Fromme und Nichtfromme, auf Reiche und Arme einen seltsamen Eindruck. Der Arme, welcher monatelang weder Fleisch noch Wein sieht, freut sich darauf wie ein Kind auf Weihnacht, und warum sollte er nicht? An einer Mahlzeit will man genug haben, von allem satt werden; was man noch möchte und nicht bekommt, das kommt viel höher in Anschlag als das, was man erhält. Mahlzeiten sind im Leben, was Sterne am Himmel in mondloser Nacht, und nicht bloß wegen Essen und Trinken. Es tauen auch die Herzen auf; es wird einmal wieder Sonntag darin; es bricht die Liebe einmal wieder hervor; wie aus den Wolken die Sonne und wie aus Holland der Nebel, flieht aus mancher Seele der böse Kummer; das Elend wird vergessen; sie wird einmal wieder froh, faßt frischen Mut und danket einmal wieder Gott von Herzen. Nein, lieber Ali, zu mager mach es nicht; mach es um der Menschen willen nicht. Gott hat uns so große Ursache zu Lob und Dank gegeben; gib du jetzt deinen Leuten nicht Ursache zu Groll und Widerwillen, sondern zu Lob und Dank, zu Mut und Freude.“



Die Kirche von Beatenberg mit den Alpen.

Ali begriff Breneli und hatte sogar Glauben zu ihm; aber gegen Glauben und Verstand stritten Geld und Angst, trieben Ali vielen Schweiß und manches Aber aus. Indessen siegten doch die erstern; denn Breneli half ihnen mit all seiner Liebenswürdigkeit. Ali schaffte guten Wein an und so viel, daß er nicht bei jeder Flasche, welche er aus dem Fäßlein zog, Kummer haben mußte, es möchte die letzte sein und in Versuchung kam, Käsmilch aufzustellen in Ermangelung des Weines, ein böse und dünn Surrogat desselben. Ein Schaf wurde geschlachtet, indessen auch dem Rind- und Schweinefleisch die landesüblichen Stellen angezweifeln.

Nun war Breneli hellauf; es glaubte alles gewonnen; aber die Angst kam ihm wieder, und zwar am Tage der Sichelten selbst, und nicht von Ali her. Als das Sieden und Braten anging, die Feuer prasselten, die Butter brodelte und zischte, die Bettler kamen, als schneie es sie vom Himmel herunter, die Pfannen zu alles verschlingenden Angeheuern wurden — Breneli, wieviel es auch hineinwarf, immer frisch wieder angähnten mit weitem, ödem, schwarzem Schlund; da kam die Angst über ihn; aber sie half ihm halt nichts; wie die Sperlinge den Kirschbaum wittern, welcher frühe Kirschchen trägt, weither gezogen kommen mit ihren raschen Schnäbeln und nimmerfatten Bäuchlein, so kamen die Bettler daher vom Duft der brodelnden Butter gezogen, schrien heißhungrige von weitem schon: „Ein Moses dr tusig Gottswille“ und trippelten ungeduldig an der Tür herum, weil sie vor süßer Erwartung die Beine nicht stille halten konnten. Breneli begann Schnittchen zu baden, daß es sich fast schämte, so klein und so dünn die Kruste, und alles half nichts; es war, als ob sie Beine kriegten und selbst zuliefen einem Schreihals vor der Tür. Es ward ihm immer himmelängster, für die eignen Leute könne es gar nicht sorgen.

In der größten Not erschien die Base unter der Küchentüre, wahrhaftig wie ein Engel, und zwar einer von den schwereren, denn sie wog wenig unter zwei Zentnern.

(Schluß folgt.)

Drahtseilbahn Thunersee-Beatenberg.

Im Juni dieses Jahres hatte sich zum 26. Mal der Tag geöhrt, an dem die Drahtseilbahn Thunersee-Beatenberg eröffnet worden ist. Sie hätte somit letztes Jahr ein Jubiläum feiern können; aber aus dem Jubiläumsjahr

wurde infolge des Krieges ein Fehljahr, denn die Betriebseinnahmen sanken von 89,000 Fr. im Jahre 1913 auf 60,000 Fr., gingen also um rund 29,000 Fr. zurück. Aus der Geschichte dieser Bahn, die seit dem Sommer 1889 das